

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 6

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

ABSCHIED VON HERMON OULD

«The Way of Acceptance», eine freie Nachdichtung des «Tao», des «Wegs» von Laotse, war seine letzte Veröffentlichung, und der Generalsekretär des internationalen PEN-Clubs, dem er die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens schenkte, hatte nach diesem chinesischen Weisheitsbuch gelebt.

Wir sind in den letzten beiden Jahrzehnten oft Zeugen dessen gewesen, daß das Werk eines Dichters durch seinen Charakter verdunkelt wurde. Hermon Oulds beträchtliches schriftstellerisches Werk ist in Gefahr, über seiner organisatorischen Tätigkeit, über seinem Genie für Freundschaft, vergessen zu werden. Er war sich dieses Schicksals bewußt und hat es angenommen.

Ein im Grunde scheuer Mensch, eine unpolitische Natur, war er in die Politik verschlagen worden, wo sie in die Bezirke des Sozialen, des Kulturellen, des Humanitären reicht. Politik, so bekennt er in seiner autobiographischen Folge «Shuttle» («Das Weberschiffchen»), habe ihn so hartnäckig verfolgt, wie die Musik, in der er seine Berufung sah, ihm aus dem Wege gegangen sei. Das Ergebnis war ein Leben für die Literatur, für jene Literatur, die eine Tätigkeit des Lebens ist.

Hermon Ould war ein echter Cockney, in der Nähe des Towers geboren, und ein Selfmademan, den das Leben zu einem guten Europäer, zu dem seltenen Typus eines englischen Weltbürgers, erzogen hatte. Seine religiöse und soziale Entwicklung war im England von Shaw und Wells und den Webbs erfolgt. Er stand am Beginn einer vielversprechenden Dramatikerkarriere — eines seiner Stücke wurde zusammen mit Shaws «Großer Katharina» und Schnitzlers «Grünem Kakadu» aufgeführt —, da brach der Erste Weltkrieg aus.

Er wurde Kriegsdienstverweigerer aus Ueberzeugung. Frühe Kindheitseindrücke ließen ihn den allgemeinen Haß gegen die Deutschen nicht teilen; in einem mutigen Drama «Wie töricht sind die Sterblichen!» hat er diesen Haß gegeißelt, indem er das Märtyrertum einer gebürtigen Deutschen, die einen Engländer geheiratet hatte, darstellte. Er war von dem Verbot des Tötens überzeugt und nicht minder von der Pflicht der militärischen Gehorsamsverweigerung. Seine Kriegsdienstverweigerung endete mit der schimpflichen Ausstoßung aus dem Heeresdienst, ehe er in die Strafanstalt eingeliefert wurde.

Im Zweiten Weltkrieg rang er sich unter harten inneren Kämpfen von seinem hundertprozentigen Pazifismus los: man muß dem Uebel widerstehen. Aber nie verlor er das Positive aus dem Auge. Zusammen mit der damaligen Präsidentin des PEN-Clubs, Storm Jameson, die, wie Indras Tochter in den Mantel der Menschlichkeit gehüllt, durch die Leidensjahre ging, hatte er den PEN-Club in London zu einem Miniatur-Hauptquartier der Vereinigten Natio-

nen gemacht. Der große Milton-Kongreß im bombengeschädigten Französischen Institut während Angriffen von Flugbomben zur Dreihundertjahrfeier der «Areopagitica» wurde eine unvergeßbare Kundgebung für Gewissens- und Gedankenfreiheit. Und Oulds Menschenliebe schien wie eine Kerze im Dunkel einer bösen Welt. Als nach dem Zusammenbruch Frankreichs die meisten aus Deutschland und Oesterreich geflüchteten Schriftsteller vorsichtshalber von den Engländern interniert wurden, war es Hermon Oulds persönliches Werk, sie allmählich alle wieder vom Innenministerium freizubekommen. Daneben hielt er die Verbindung mit dem Ausland aufrecht, korrespondierte er mit den Mitgliedern, die im Heere dienten, half er beruflich, schuf Verbindungen mit Verlegern und zwischen den einzelnen Gruppen des PEN, arbeitete neidlos und fördernd mit Organisationen zusammen, die verwandte Ziele verfolgten und gab tätigen Anstoß zur Reorganisation der deutschen und österreichischen Gruppen im Exil (Alfred Kerr, Richard Friedenthal, Robert Neumann).

«Vom PEN-Club», fügt man fast unwillkürlich zum Namen Hermon Oulds zu. Der PEN-Club, wenn auch nicht von ihm gegründet, war sein Lebenswerk. Diese Weltvereinigung der Schriftsteller, die unter Galsworthy ein Klub von Gentlemen war und unter Wells und Priestley aktiviert wurde, wird fortan anders sein. Man wird einen Nachfolger finden, gewiß, aber der Schlag eines warmen Menschenherzens wird in dieser Organisation nicht mehr schlagen; sie wird etwas «offiziell» werden, im besten Falle ein internationales «Oberhaus» der Schriftsteller — so sehr war diese Vereinigung die Schöpfung eines einzigen Mannes geworden.

Sein schriftstellerisches Werk war zwischen den Kriegen in Deutschland gereift. Er befand sich dort im Zusammenhang mit dem Hilfswerk der Quäker, denen er sich aber nie als Mitglied anschloß, da er, der ihre humanitären Ziele unterschrieb, ihre religiöse Erfahrung nicht teilte. Er studierte unter anderem das deutsche Theater des Expressionismus und war einer der wenigen Engländer, in dem diese Bewegung Spuren hinterlassen hatte. Seine eigene Dramenproduktion wie sein kenntnisreiches theoretisches Buch «The Art and the Play» («Bühnenkunst») legen davon Rechenschaft ab. Die Wandervogelbewegung regte ihn zu dem Stück «Die schwarze Jungfrau» an, das eine internationale Jugendbewegung in England auslöste als Protest gegen den Mißbrauch der Jugend für falsche Ideale der alten Generation.

Er verfaßte eine Reihe von Einaktern für die Schulen, schrieb die grundlegende Biographie Galsworthys und ein reiches lyrisches Werk. Dieses ist teils «im Volksliedston», wahrhaft sangbar und schön vertont, teils «metaphysisch» und zeigt ihn als Nachfolger John Donnes, «My spirit walks alone» — Alfred Kerr hatte eine deutsche Uebersetzung des letzteren begonnen.

Von englischen und deutschen Uebersetzungen angeregt, durch Reisen nach Indien in den Geist asiatischer Weisheit eingedrungen, hatte Ould, der Uebersetzer Heines, Hesses, Tollers und Klaus Manns, seine Nachdichtung des «Taoteking» von Laotse unternommen. Hier war für ihn der ruhende Pol in einer aufs neue zerrissenen Welt: er haßte — soweit Hermon Ould wirklich hassen konnte — Unfreiheit und Gewissenszwang, aber er litt unter dem Riß zwischen Ost und West.

Noch in seiner Krankheit, die ihn sechsendsechzigjährig von uns nahm, richtete er sich an der Philosophie der Schicksalsannahme auf: er grübelte nicht über die Schwere seines Leidens nach, er vergaß es dankbar und beglückt über den Zeichen der Anteilnahme seitens seiner zahlreichen Freunde.

Die Welt ist um eine anima candida ärmer.

Lutz Weltmann

Propheten der Krise Wenn dem Leser des Beitrags von *Jean de Saint-Chamant* die Fülle der Prophetien von 1850 über 1950 noch nicht genügen sollte, so werden ihn vielleicht die folgenden dazu veranlassen, das von Gutzkow dem Rabbi Akiba ben Joseph zugeschriebene Wort «Alles schon dagewesen» durch das aktuellere zu variieren: «Alles ist schon vorausgesagt worden.» Nicht nur Franzosen und Schweizer, die in unserem Beitrag zitiert sind, auch Deutsche und Spanier haben die akute russische Gefahr vorausgesehen und als Teil und Folge der europäischen Krise erklärt. *Realistische Geschichtsprophetien um 1850* nennt *Hans Joachim Schoeps* im Leitaufsatz seiner *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* (2) die Stimmen von Philosophen, Politikern, Staatsmännern, die die Größe oder vielmehr — wie sich sehr bald zeigen sollte! — der Schein der russischen Macht angesichts der Ohnmacht und Zersetzung Europas mit Sorge erfüllte. Schoeps ist ein bemerkenswerter Kenner der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts, und er hat nicht zum erstenmal Quellschriften der europäischen Krise aufgedeckt, die in Zusammenhänge führen, die uns nicht mehr unbekannt sind. Immer mehr bestätigt sich die fruchtbare These von *Hans Kohn*, der 1850 als einen geistigen Wendepunkt bezeichnet hat, dem 1950 entsprochen haben könnte. Es ist nicht bedeutungslos, daß die Ideengeschichte der konservativen Revolution sowohl der großen Ergebnisse wie der tragischen Mißratenheiten des Jahres 1848 bedurfte, um sich von einer feudalistischen Reaktion und einer rein ideologischen Revolution gleich weit loszulösen.

Die *slawische Gefahr* ist, wie Schoeps in einer Schrift nachweist, für die er noch keinen Verleger finden konnte und die er nun fragmentarisch in seiner Zeitschrift veröffentlicht, außer von Autoren, die Saint-Chamant zitiert, von *Ernst von Lasaulx* in Bayern, von *Karl Vollgraf* in Hessen, von *Donoso Cortès* in Spanien, von dem Junghegelianer *Bruno Bauer*, von *Marx* und *Engels* vorausgesagt worden. Unter den Genannten befinden sich nicht nur die einflußreichsten Männer des 19. Jahrhunderts, sondern auch seine «großen Isolierten, Ignorierten und Totgeschwiegenen», für die das Ende der Ära *Metternich* auch das Ende des christlichen Abendlands bedeutete. Als der entschiedenste Zu-Ende-Denker des Geschichtspessimismus tritt der spanische Staatsmann *Donoso Cortès* hervor, der offenbar als erster die Mittel der modernen Technik, die damals zuerst erschienen, wie Elektrizität, Telegraph, rapide Verkehrswege, als Instrumente der administrativen Zentralisation und damit auch der Despotie erkannte. Die materiellen Widerstände gegen eine Weltherrschaft oder den Versuch, sie zu erringen, würden von Mitteln unterstützt werden, die den Raum und die Zeit verkürzen. Die Stärke neuer Zerstörungskräfte vergrößert die Zahl der zerstörbaren Objekte. «Die größte Katastrophe», schreibt *Donoso Cortès* in einem Brief von 1849, «die Barbarisierung Europas, die Verwüstung und Entvölkerung seiner Länder» sei im Kommen, ja sie habe schon begonnen. Als spanischer Staatsmann von europäischer Bildung, vertraut mit allen Neuerscheinungen des internationalen Geisteslebens, setzt sich *Cortès* mit dem *Proudhonschen Sozialismus* in leidenschaftlicher Gegnerschaft auseinander. Doch zeigt gerade seine Staatsphilosophie, daß der *Liberalismus* in ihm keinen Bundesgenossen gegen den Proudhonismus oder den Marxismus gefunden hat, da sowohl er wie andere Propheten der europäischen Krise im Liberalismus die Voraussetzung des Sozialismus erkennen und verurteilen. Die *soziale Frage* wird von ihm nicht etwa geleugnet, sondern mit religiöser Leidenschaft in seine Weltanschauung aufgenommen. Er übermittelt der

Königinmutter Maria-Christina die «gebieterische Forderung, den schlecht verteilten Reichtum angemessen zu verteilen. Das ist die Frage, die einzige, die heute die Welt in Unruhe und in Aufregung versetzt...». An die Lösung dieser Frage durch die Monarchie glaubt Cortès freilich nicht, weil die Herrscher keine Christen «und die Regierten unregierbar geworden sind».

Die Furcht der Konservativen vor dem Sozialismus drückt sich zunächst am stärksten im Kampf gegen den Liberalismus aus, und es ist bezeichnend genug, daß ein Schrittmacher des Faschismus, *Carl Schmitt*, seine Waffen und Argumente gegen den Liberalismus der Weimarer Republik einem Hauptwerk von Cortès, «*Essay über den Katholizismus, Liberalismus und Sozialismus*» (1851), entnommen hat. Cortès meinte zwar, wie Schoeps hinzusetzt, kein totalitäres Staatssystem, wie das faschistische, dem jede Transzendenz und jede Legitimität fehlte, aber wenn Cortès die Entchristlichung der Monarchie für ihre Unfähigkeit, die soziale Frage zu lösen, verantwortlich macht, so ist seine Alternative von 1849 «zwischen der Diktatur des Dolches und der Diktatur des Säbels (und ich wähle diese, weil sie vornehmer und weil sie ehrenvoller ist)», ein Argument für die Alternative der Diktaturen, die der Bolschewismus und der Faschismus gegeneinander ausspielen.

Der spanische Geschichtspessimismus schuf diese Alternative, um sie schließlich noch durch die Vision der *russischen Gefahr* zu erhöhen. Eine russische Aggression gegen Europa setzt, nach Ansicht von Don Cortès, folgendes voraus: die Verwirklichung der Enteignung des kapitalistischen Eigentums; die Zerstörung des Patriotismus; die Verwirklichung des Panslawismus: «Hat die Revolution die stehenden Heere Europas in Atome aufgelöst, hat der Sozialismus die Vaterlandsliebe der europäischen Völker vernichtet und ist im Osten der große Slawenbund ins Leben getreten, dann hat *die große Stunde Rußlands* geschlagen.»

Amerika als Gegenspieler ist dem spanischen Minister noch unbekannt. Wie für andere ist auch für ihn England der Hort der europäischen Traditionen. Dagegen sieht *Bruno Bauer* Rußland und Nordamerika als die kommenden Weltmächte an, als die Großen Zwei, wie wir heute sagen würden, die «an der obersten Entscheidung der Weltfragen teilnehmen... An die Stelle der Pentarchie tritt die Diktatur.» Die Aktualität der russischen Gefahr hielt Cortès für gekommen, wenn Sozialismus und Slawentum sich verbinden.

Nicht als Prophezie, sondern als Postulat ist Bruno Bauers politische Theorie der *deutsch-russischen Kooperation* bemerkenswert. Bauer lehnt die These von *Friedrich Engels* ab, Europa habe nur noch die Wahl, Rußland zu zerstören oder sich ihm zu unterwerfen, und stellt die eigene auf, Rußland und Deutschland sollten sich verbünden und gemeinsam die Weltherrschaft übernehmen. Auch Bauer glaubt an ein kommendes russisches Zeitalter und sieht nur noch als unentschieden an, ob die neue Zivilisation russisch oder russisch-germanisch sein werde. In Erwartung eines «Universalkaisertums» oder eines «Universalreichs», glaubt er, daß der Zarismus Westeuropa besetzen müßte, um den sozialen Verfall aufzuhalten und die feudal-bürgerliche Ordnung auf dem Kontinent zu schützen. Bauer war von tiefem Skeptizismus in bezug auf alle nichtgermanischen Völker Europas erfüllt und könnte mit seinem Glauben an das Germanentum (lies: Deutschtum) auch in die pränazistische Lineatur eingeordnet werden. Er hatte aber einen richtigen Instinkt für die Bedeutung, die Rußland der deutschen Zivilisation beimißt, und erklärte den Drang Rußlands nach Europa auch durch dessen Bedürfnis, in Deutschland seine Ergänzung zu suchen. Zwölf Jahre später, 1866, graut aber schon Bauer vor einem preußisch-russischen Bündnis, und er sieht Deutschlands Heil im Widerstand gegen den russischen Expansionismus.

Schoeps hat mit vollem Recht auch *Marx* und *Engels* unter den Gegnern des Panslawismus und der russischen Expansion aufgeführt. Er zitiert *Engels'* Entwurf zu einer Broschüre *Germanen- und Slawentum*, einer geplanten Antwort auf Bauers *Rußland und Germanentum*. Da das Manuskript im Moskauer Marx-Engels-Archiv liegt, ist an eine Publikation dieser antirussischen Schrift nicht zu denken. Schoeps erinnert auch daran, daß die geplante *Moskauer Marx-Engels-Gesamtausgabe* 1932 abgebrochen wurde, nachdem von den angekündigten 42 Bänden 11 erschienen waren. Daß Marx immer mehr in die Rolle eines in Rußland ad usum delphini verschnittenen Autors hineinwächst, stellt *Maximilien Rubel* unter dem Titel *Karl Marx, auteur maudit en URSS?* in zwei Beiträgen zu den von *François Bondy* redigierten *Preuves* (7, 8) dar. Der Grund dazu liegt zweifellos auch (keineswegs allein) an der Fülle Marxscher Warnungen vor dem Panslawismus und vor Rußlands Rolle in Europa, die sein ganzes Werk durchziehen. So schrieb Marx, wie Rubel in seinem kenntnisreichen Beitrag *La Russie dans l'Oeuvre de Marx et d'Engels* in der *Revue Socialiste* (36) zitiert, 1868 an Kugelman, er habe deutsch, französisch, englisch 25 Jahre lang fast pausenlos Rußland bekämpft. Auch in einem Brief von 1865 nennt er, einem Zitat zustimmend, die Russen «Eindringlinge, die wieder über den Dnjepr gejagt werden müssen». Die Methoden, die das Politbüro zur Versklavung und Entmannung fremder Völker verwendet, stellte Marx in seiner von Rubel in *pro und contra* (6) wiederentdeckten englischen Broschüre *Secret diplomatic history* schon 1856 als jahrhundertealte russische Traditionen dar: Von dem mongolischen Sklaven Iwan I. Kalita zu Iwan III., und von Peter I. zum heutigen Rußland ist es, schreibt Marx, immer dieselbe Politik, «wie auch immer der Name, das Land und der Charakter der von ihnen ausgenutzten feindlichen Macht gewechselt haben mögen . . . Moskau ist in der scheußlichen und erbärmlichen Schule mongolischer Sklaverei aufgewachsen und großgezogen worden. Seine Stärke erwarb es nur dadurch, daß es in den Künsten des Sklaventums zum Virtuosen wurde. Sogar nach seiner Selbstbefreiung spielte Moskau seine hergebrachte Rolle des Sklaven als Herrscher noch weiter. Peter der Große war es endlich, der die politische Handfestigkeit des mongolischen Sklaven mit dem stolzen Streben des mongolischen Herrschers vereinigte, dem Dschingis Khan in seinem letzten Willen die Eroberung der Erde vermacht hatte.»

Nach so vielen Unheilsprophezeiungen drängt sich aber doch die Frage auf, durch welche Kräfte Rußland, das sich schon im Krimkrieg als hochüberschätzte militärische Macht erwiesen hatte, von 1870 an seine drohenden Aspekte verlor. Einfach durch das Entstehen eines starken Deutschland, eines geeinigten Italien, der wieder aktiv gewordenen Französischen Republik und durch die Finessen der britischen Diplomatie. Man darf annehmen, daß sich die gleiche Gewichtsverschiebung ergeben wird, wenn Rußland statt eines verfallenden und zersplitterten, ein zusammengefaßtes Europa zum westlichen Nachbarn haben wird. Wie im 19. Jahrhundert die russische Gefahr allmählich dämmernd nach Osten entwand, so könnte auch im 20. Jahrhundert die Stärke eines neuen Westens zu einem wahren Weltgleichgewicht führen.

TLS 1951 Englands literarisches Leben besitzt in *The Times Literary Supplement* (TLS) einen für Konvention und Erneuerung gleich wichtigen Gradmesser der Kritik; die sich in gleichem Maße durch weite Erudition, klassische Erfahrung und das Bekenntnis zu neuen Lebensinhalten auszeichnet. Die Frage nach der Zukunft des Romans behandelte der leitende Redaktor des TLS in einem Beitrag zur *New York Times Book Review* (8. Juli) mit der

Ueberlegenheit eines Kenners, den Schlagworte nicht schrecken, wie die alle zehn Jahre wiederkehrende Prophezeiung, daß der Roman stirbt. Aus dem *Wesen des Romans* entwickelt Alan Pryce-Jones seinen Glauben an seine noch unabsehbare Zukunft. War der Roman ursprünglich ein Pfropfreis auf dem Baum der Poesie, so hat es sich seit Cervantes zu einem Mittel der Wahrheitsforschung entwickelt. Den echten Romancier treibt nicht allein der Wunsch, Vorkommnisse zu schildern, sondern auch, und zwar gleich stark, der Drang, Wahrheit in den Beziehungen von Mensch zu Mensch zu finden. Unendlich wie der Wahrheitstrieb ist der Stoff, den er durchdringen möchte. Die dauernden Veränderungen in der Gesellschaft beeinflussen vor allem das Gefühl, das moralische Verhalten zum Mitmenschen — und daher ist das Material, aus dem Romane geformt werden, unerschöpflich und wandelbar. Aus den gemeinsamen Erfahrungen der großen englischen, französischen, russischen, amerikanischen Romane wird vielleicht die Synthese entstehen, auf die wir warten: Die Engländer, indem sie hoffnungsvoll nach Frankreich blicken; die Franzosen, die von Amerika das Neue erwarten. Der kommende Roman könnte Poetik und Wahrheit aufs neue ineinanderfügen und die «human condition» erweitern.

Der Begriff des Wandelnden wird in der englischen Literaturkritik nicht bloß numerisch, sondern nach einem noch unerforschten Verhältnis der Dekaden zur Rhythmik der Gesellschaft in der Periodizität von Jahrzehnten ausgedrückt. Da 1951 die vierziger Jahre endigen und die fünfziger beginnen, hat eine Sondernummer von *Times Literary Supplement* (24. August) unter dem Titel *The Mind of 1951* festzustellen versucht, wie der Geist dieses neuen Jahrzehnts sich zu seinem Beginn in der Welt des Buches reflektiert. Sechshundfünfzig Seiten im Times-Format, in der raumsparenden, unübertrefflich lesbaren Times-Type, stellen in 52 Beiträgen (darunter 13 Gedichten) dar, wo wir heute halten: in Philosophie, Theologie, Psychologie, Recht, Architektur, Malerei, Musik, Theater, Wissenschaften, Lyrik, Oekonomie, Roman, Sport, Ideologie, Geschichte, Weltpolitik, Biographie, Pädagogik usw. «Wir» — heißt die Literatur, die im Vereinigten Königreich und dem Empire, in den Vereinigten Staaten, in Spanien, Frankreich, Holland, Italien, Deutschland, Rußland und seinen Satrapien, in Südamerika und Ostasien erschienen ist. Wer ein wenig Redaktionskunst und -not kennt, kann ermessen, welche Arbeit und Kenntnisse nötig waren, die richtigen Mitarbeiter, die richtigen Themen auf allen Gebieten und die Respektierung der Termine zu erreichen. Waren die *zwanziger* und der Beginn der *dreißiger Jahre* noch die Jahrzehnte einer erst eleganten, später zynischen Skepsis, so ist unser Jahrzehnt das der Angst. In allen Ländern ist die Angst gleich groß, einen Krieg zu gewinnen oder gar zu verlieren. Auf allen Gebieten ist das Wort, das Buch, forschend, fragend geworden. Das eigentliche Arbeitsgebiet der fünfziger Jahre ist das Reich, das zwischen Ueberzeugung und Möglichkeit liegt. Die Literatur ist zögernd geworden, beobachtend, daher breitet sich die *Tagebuchform* erstaunlich aus.

Die politische und ideologische Erfahrung der vierziger Jahre verspricht in den fünfziger Jahren eine Tendenz der Rückkehr und Erhaltung des *Common Law*, durch das — darf man «bekanntlich» sagen? — Bande zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Commonwealth gezogen werden, die ein unvergleichlich einheitliches Rechtsgefühl formen und es zum Teil von allen anderen Ländern der Welt trennen, für die Common Law fremd, ja sogar unverständlich ist. In der Stärkung des Common Law sucht England den Gefahren der *Administrativ-* und *Department-Despotie* zu entgehen, die sich auch in England bemerkbar machen. Um auch die geistige Haltung des

modernen Romans zu verstehen, müßte überhaupt die Verwurzelung des Common Law in der britischen Mentalität sorgfältiger auf dem Kontinent studiert werden. Die Ueberzeugung des TLS, daß Common Law und Planwirtschaft sich vollkommen vertragen könnten, erklärt in hohem Grade den Anteil britisch-traditionalistischer Schichten an der sozialen Experimentalwelt. Die Objektivität der britischen Kritik kommt in einer heftigen Ablehnung neuer *Kunstabücher* zum Ausdruck, die sich einer Ueberschätzung englischer Malerei und Plastik schuldig gemacht haben, während ein Essay über das Maßhalten des *englischen Romans* durch eine Zusammenstellung der Eigenschaften und Probleme, über die er *nicht* verfügt, liebenswürdig bescheiden und doch selbstbewußt, seine Eigenart rühmt. In England erschienen 1950 monatlich 150 Romane, 2000 im Jahr, von denen die Mehrzahl Konventionen folgte. Erst nachträglich kann man feststellen, welche Werke charakteristisch gewesen sind. In den zwanziger Jahren waren es die ersten Romane *Huxleys* und die Romanpoesie von *Virginia Woolf*; den Zeitgeist der dreißiger Jahre gab am stärksten *Evelin Waugh* in *Vile Bodies*, *Isherwood* in *Mr. Norris Changes Trains* wieder. Auch in den nun abgeschlossenen vierziger Jahren fehlte dem britischen Roman, vielmehr verzichtete er auf sozialen Realismus (der natürlich nicht mit den von den Polit-Spießern vorgeschriebenen Inhalten identisch sein muß), dessen Schwungkraft aus Amerika kam, mit *Dos Passos*, *Caldwell*, *Steinbeck*, und die sich heute noch in Frankreich und Italien auswirkt. Die Not und die Empörung gegen Ausbeutung, die der italienisch-französische Romancier in seinem Lande findet, fehlen in England, und daher auch im Roman, dessen gemäßigte Haltung dem Wert der durchgeführten britischen «*revolution in our own fashion*» entspricht. So interessiert sich der englische Romancier mehr für die *neuen Armen* der ausgesteuerten Ober- und der bedrängten Mittelklasse. Charakteristisch für die Umschichtung der britischen Gesellschaft unter Labour ist *Robert Henriques* Roman *Trough the Valley*. Er beschreibt den Niedergang des kleinen Landadels. Auch der englische *Kriegsroman* schilderte weniger die Greuel der Schlachten als die menschlichen Beziehungen zwischen Soldaten oder zwischen Siegern und Besiegten. Der französische und amerikanische Pessimismus fehlt dem englischen Roman, allerdings auch die philosophischen Problemstellungen von *Sartre* und *Camus*. Der englische Roman zieht noch immer die Kenntnis des Mikrokosmos Phantasien über den Makrokosmos vor.

Die Literatur der Dominien, das Theater von Amerika und England, das Englisch-Indische Kapitel, Einfluß und Verbreitung englischer Literatur in Japan, deren Bildungsklasse *Blake*, *Donne*, *Keats*, *Lamb*, *Wordsworth* liebt und deren Jugend *Auden* überholen möchte — sie werden in Essays, gewöhnlich im Umfang einer Seite, dargestellt. Von wem? Das ist Redaktionsgeheimnis. Die berühmte *Anonymität der Times* und ihrer Literaturbeilage ist in dieser selbst in den letzten Monaten mindestens viermal im Leading Article (2575) und in Leserbriefen (2576, 2577, 2578, 2583) diskutiert worden. Für die Anonymität setzte sich auf der Jahreskonferenz der Library Association der Herausgeber des *Scotsman* mit einem triftigen Argument ein. Selbst die Signierung von Beiträgen mit Siegeln oder Monogrammen enthalte Hinweise auf den Verfasser, deren sich dieser in seiner Kritik bewußt wird. Nur die volle Anonymität veranlaßt ihn, von seiner Person und von seinen eigenen allgemeinen Anschauungen abzusehen und sich auf die objektive Analyse des Buchs, seines Inhalts, auf eine Kritik der gelungenen oder mißlungenen Durchführung der eigenen Vorsätze des Autors zu beschränken. Auch das Cliquenwesen werde dadurch getroffen. Das TLS führt weitere positive Vorzüge der

Anonymität an. Der Kritiker dient einem zentralen Ganzen, in das er sich, oft unter Verzicht auf glänzende persönliche Eigenschaften, einzufügen hat. Die Redaktion reizt die Mitarbeiter nicht, durch Personalität zu glänzen, sondern erwartet Selbstbeschränkung auf den Stil der Zeitung. Oft würde der Name übergroße Bedeutung einer weniger wichtigen Kritik geben; auch gestattet die Anonymität, die Kritik Mitarbeitern zu übertragen, deren Kompetenz der Redaktion besser als der Öffentlichkeit bekannt ist. Schließlich garantiert die Anonymität die Freiheit der Kritik. Die Wahrung der Anonymität ist so streng, daß in der Briefspalte ein alter Mitarbeiter (natürlich anonym) versicherte, er habe noch nie auch nur einen einzigen anderen Mitarbeiter erraten können. Die Reviewer des TLS bilden eine trapistische Gemeinschaft, *«the most distinguished company of the Country»*, die es selber schätzt, daß ihre Kritik durch den Namen der Zeitung höhere Geltung erhält, als der eigene Name ihr geben könnte.

Zur Charakteristik des literarischen Lebens in England gehört auch der rühmensewerte Beitrag der BBC zum Festival Year. «Können Dichter von ihrer Lyrik beruflich leben?» fragte *The Listener* (1169). Im Festjahr wenigstens einer, Cecil Day Lewis. Nicht weil er die Professur für Poesie in Oxford innehat, auf deren Lehrstuhl er Prosa spricht; sondern weil ihm die BBC den sicher hochbezahlten Auftrag erteilte, *Vergils Aeneis* neu in englische Hexameter zu übersetzen. Ich kann verstehen, wenn Dichtern anderer Länder, die das lesen, ein Schauer des Entzückens und der Verzweiflung über den Körper läuft. Aber das ist noch nicht alles! Die neue Uebersetzung des Aeneis wird jetzt im Herbst vollständig in zwölf Sendungen des Dritten Programms rezitiert werden! Im *Listener* sind in den Heften 1170—1178 vorbereitende Beiträge über Vergil und über diese Uebersetzung erschienen, im Heft 1176 *Eliots Essay Vergil und die Christliche Welt*. Vielleicht wird *Times Literary Supplement* in der Sondernummer auf das Jahr 1961 von diesem Ereignis ausgehen, um den Sinn und die Bemühung der fünfziger Jahre der nächsten Generation verständlich zu machen, die in Vergil suchte, was Eliot als sein Wesen bezeichnet: *labor, pietas, fatum*.

Kurze Chronik Mit ganz besonderer Spannung erwarten wir das Novemberheft der *Table Ronde*. In ihm beginnt die Veröffentlichung wichtiger Teile des unveröffentlichten Romans Jean Santeuil von Marcel Proust. — Politisch interessante Briefe von Gide, die auch sein Verhältnis zur Sowjetunion betreffen, veröffentlicht *Partisan Review* (4), die führende literarische Zeitschrift der Vereinigten Staaten. — Das neue Heft der *Cahiers du Sud* (307) wird mit keltischen Texten eröffnet, die irische Legenden wiedergeben, und mit arabischer Lyrik beschlossen. Alle Kulturen, die in das Mittelmeer strömten oder von seinen Ufern stammen, finden in dieser immer erstaunlichen Zeitschrift eine wissensreiche Pflege. — In Troyes (Aube) erscheinen zehnmal jährlich die der französisch-schweizerisch-deutschen Literatur und Kunst bestimmten Hefte *Mithra*, in luxuriöser Ausstattung. Heft 2 enthielt französische, deutsche und zweisprachige Texte, Heft 3 ist der «Gruppe 47» gewidmet. — In Paris erscheint eine neue Monatsschrift *Mondes d'Orient*, die sich nur mit den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben des Orients, der Länder um den Indischen Ozean, den Pazifik und Ostasiens beschäftigen wird.

Felix Stössinger